

Interaktive Konstruktion von Fremdheit: Alltagskommunikationen von Menschen binationaler Abstammung

Battaglia, Santina

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Battaglia, S. (1995). Interaktive Konstruktion von Fremdheit: Alltagskommunikationen von Menschen binationaler Abstammung. *Journal für Psychologie*, 3(3), 16-23. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-29647>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Interaktive Konstruktion von Fremdheit

Alltagskommunikationen von Menschen binationaler Abstammung

Santina Battaglia

Zusammenfassung: Eine binationale Abstammung kann auch jenseits aller vermeintlichen Multikulturalität eine identitätsbildende Rolle spielen: Ebenso wie ein „ausländisches“ Aussehen führt ein ausländischer Name zu einer spezifischen Art biographischer Alltagskommunikation, in der vom Gegenüber bestimmte Erwartungen geäußert, Zuordnungen getroffen und besondere Normen etabliert werden. Solche Kommunikationen müssen interaktiv gemangt und als Erfahrungen intrapsychisch verarbeitet werden.

In diesem Aufsatz wird für spezifische interaktive Erfahrungen, die Menschen mit einem ausländischen Elternteil in Deutschland machen, ein Beschreibungsinstrumentarium vorgestellt und an einigen Beispielen aus Interviews gezeigt, daß „Fremdheit“ und „Anders-Sein“ unpassende Konstruktionen mit identitätstheoretisch bedeutsamen Qualitäten sein können. Es geht dabei jedoch nicht um die Analyse von Verhaltensweisen der mononationalen Mehrheit, sondern um die Perspektive von Menschen binationaler Abstammung.

Für die zugrundeliegende Studie¹ wurden narrative Interviews mit Personen im Alter von Anfang zwanzig bis Anfang dreißig audioregistriert, transkribiert und einer qualitativen Inhaltsanalyse im Stil der *Grounded Theory* nach Anselm L. Strauss u. a. unterzogen. Nach dem Prinzip des „Theoretical Sampling“ sind mit dem Ziel einer Erfassung maximaler Variation im Hinblick auf die interessierenden Merkmale möglichst unterschiedliche „Fälle“ als InterviewpartnerInnen ausgewählt worden. Die befragten Personen entstammen verschiedenen gesellschaftlichen Schichten, ihre Väter (bei einem nur der Urgroßvater) gehören unterschiedlichen Nationen und Kulturen an, und sie haben sehr unterschiedliche Beziehungen zu ihnen – manche z. B. kennen ihn gar nicht oder erinnern sich nicht. Sie unterscheiden sich dementsprechend durch ihren nationalen Status (deutsch und ausländisch, nur ausländisch oder nur deutsch) und den Grad der Beeinflussung durch eine andere als die deutsche Kultur im Rahmen der Primärsozialisation.

Unterschiedlich ist als weiterer und in diesem Zusammenhang wichtigster identitätsrelevanter Faktor die Salienz, d. h. die Auffälligkeit der ausländischen Abstammung durch ein mehr oder weniger oder gar nicht „ausländisches“ Aussehen und/oder einen mehr oder weniger oder gar nicht ausländischen Namen.

Ein „ausländisches“ Aussehen und ein ausländisch klingender oder sich schreibender Name (Ausnahme sind Modenamen wie Nicole oder Yvonne) sind Merkmale, durch die eine z. T. ausländische Abstammung sich im Alltag äußert, d. h. im sozialen Kontakt für andere bemerkbar ist. Menschen mit einem oder beiden dieser Merkmale machen in ihrem Leben zahlreiche *Salienz-Erfahrungen*, die auf konkrete fremdinitiierte *Salienz-Interaktionen* zurückgehen. Sie werden angesehen, angesprochen, (aus)gefragt, kategorisiert u. v. m.

Solche Interaktionen beginnen mit der Aufforderung, das saliente Merkmal zu erklären. Anna² z. B. erinnert sich, in der Schule auf ihre dunklen Haare angesprochen worden zu sein – sie sei ein südländischer Typ, sehe südländisch aus – und auch ganz oft auf ihren Namen: „Wenn ich beim Arzt o. ä. was unterschreiben mußte: ‚Das ist aber kein deutscher Name, oder?‘ oder ‚Wo kommt der Name denn her?‘“

Meistens bleibt es aber nicht dabei, sondern von den Betroffenen wird erwartet, daß sie mehr von sich erzählen. Peter meint: „Wenn man andere kennenlernt, dann kommt nach anfänglichem Bekanntschaft-Machen, Vorstellen des Namens und so: ‚Wo kommst Du denn her?‘ Dann muß ich erst mal die

ganze Geschichte erzählen.“ Die Gespräche werden also als biographische Kommunikationen inhaltlich fortgeführt und sind von daher bedeutsam im Zusammenhang mit der Identität(sbildung) der betroffenen Person, denn sie sind Ereignisse, bei denen Identität – überdimensional häufig und auf spezifische Weise – akut wird. Die Fortführungen von Salienzinteraktionen nenne ich daher *Identitätsinteraktionen*. Aus der Perspektive der Betroffenen handelt es sich um *Identitätserfahrungen*, denn die zentralen Identitätsfragen: „Wer bin ich?“ und „Wohin gehöre ich?“ (Lynd 1958, zit. n. Greverus 1979, 161) „sind nicht allein vom Individuum her zu beantworten, Identität zu haben heißt nicht nur: sich zu erkennen, sondern auch erkannt und anerkannt zu werden – oder, wie es Erik H. Erikson ausdrückt, ‚ein definiertes Ich in einer sozialen Realität darzustellen‘“ (Greverus 1979, 161 f., bez. auf Erikson 1971, 17).

In einem sozialen System wird Identität dem Individuum von außen zugeschrieben. Sie ist dann eine Kombination von Merkmalen und Rollenerwartungen, durch die andere das Individuum für sich kenntlich, identifizierbar machen. Intraindividuell ist Identität eine Syntheseleistung, die auf der Verarbeitung äußerer und innerer, aktueller und gespeicherter Erfahrung beruht. Diese innenperspektivische Identität bezeichnet das subjektive Empfinden des Individuums hinsichtlich seiner Situation, Kontinuität und Eigenart. Die Person ist bei der Herstellung von Identität über sich selbst auf die von der Außenwelt vorgenommenen Verortungen angewiesen (so Frey & Hauser 1987, 4). Innenperspektivische Identität wird allmählich als Resultat der verschiedenen sozialen Erfahrungen entwickelt (so Haeberlin & Niklaus 1978, 38) und „[a]lles, was eine Person besitzt oder woran sie teil hat, kann ein Identitätsfaktor werden.“ (de Levita 71, 211).

Sowohl der Körper als auch der Name tauchen in der modernen psychologischen und soziologischen Literatur immer wieder als die wichtigsten „Identitätsfaktoren“ auf. Für de Levita ist der Körper „praktisch in allen anderen enthalten“ (1971, 211), und der Name habe mit ihm gemeinsam, daß er schon die Funktion eines Identitätsbildners erfüllt: „Das Kind sagt seinen Namen, bevor es ‚ich‘ sagt und braucht seinen Namen, um sich

selbst als Ich zu bestimmen“ (1971, 219). Die Identifikation mit dem Vornamen ist also wesentlich für die Ichfindung, denn sie geht dem Aufbau des Ich-Begriffs notwendig voraus (a. a. O.). Über das Verhältnis der Identitätskonstituenten Name und Körper zueinander meint Calvello aus philosophischer Perspektive: „As named, I can be ‚more‘ than human; I can become a person“ (1983, 94 f.). Erst der Name mache ein Ich für andere erreichbar, er schaffe Bezugsmöglichkeit, daher beginne im Namen die soziale Existenz eines Menschen zu wachsen (a. a. O.).³ Linguistisch betrachtet referiert der Name als „bloßes Etikett“ auf die Person im Sinne einer Eins-zu-eins-Relation, ohne in der Regel eine begriffliche Aussage über sie zu machen, d. h. ohne bestimmte Eigenschaften hervorzuheben. Er verweist damit auf die – nicht durch Begriffe aufgespaltene – Gesamtperson und ist somit weit entfernt davon, „keine Bedeutung“ zu haben.

Harari & McDavid (1973) haben gezeigt, daß die Bewertung von Aufsätzen signifikant mit dem – variabel unterschobenen – Vornamen des fiktiven Autors korreliert und damit einen experimentellen Nachweis für den Einfluß des Namens auf die Einschätzung von Personen geleistet. Danach läßt sich die Wirkung des Namens einschätzen, die unabhängig davon ist, ob sich das Individuum und diejenigen, mit denen es zu tun hat, darüber im klaren sind oder nicht. Spezifische Untersuchungen über den Einfluß und die Wirkung ethnisch gefärbter (Vor)Namen unterstützen diesen Befund: Nach Katz & Braly (1933, 280) sind Einstellungen gegenüber rassistischen und nationalen Gruppen zum großen Teil Einstellungen gegenüber Namen. Sie berichten von Konditionierungen verschiedener Aversionsgrade gegenüber rassistischen Etiketten. Wo diese Labels auf Individuen angewandt werden können, werde den Betroffenen nicht als menschlichen Wesen, sondern als Personifizierungen des (verachteten) Symbols begegnet.

Wie leicht Menschen auf einen ausländischen Namen als signifikanter Marke kultureller Identität und Zugehörigkeit reduziert werden, zeigen Erlebnisse, von denen die Befragten vor allem im Zusammenhang mit Ämtern berichten. Claudius z. B. erhielt eine Ablehnung eines Wohngeldantrags mit der Begründung, er halte sich „nur vorüberge-

hend“ in Deutschland auf: „einfach aufgrund des Namens. Und konnten alle im Register nachlesen, daß ich deutscher Staatsangehörigkeit bin.“

Der Name ist nach Goffmans Einschätzung der am allgemeinsten verwandte Identitätsaufhänger und ein Merkmal, das der Stigmatisierung offensteht (1979, 76, 12). In der Tat ziehen Betroffene aus Erfahrungen wie der genannten stigma-typische Konsequenzen für den Umgang mit dem eigenen Namen – und damit mit dem Selbst – in der sozialen Interaktion: Sie verlieren an Unbefangenheit und ziehen sich zurück.

Biographische Kommunikationen nehmen unter den Erzählungen des Alltags sowohl nach ihrem Umfang als auch nach ihrer Häufigkeit einen bevorzugten Rang ein. Sie dienen nicht nur der Unterhaltung und der Übermittlung von Lebenserfahrung, sondern erfüllen noch weitere soziale Funktionen, die in diesem Zusammenhang von Bedeutung sind:

- Kennenlernen und Festlegen: Erst auf der Grundlage der Biographie wird das aktuelle Handeln einer Person „verständlich“ und man entscheidet, ob sie „zu einem“ gehört oder nicht, ob man sie mit Respekt behandelt oder nicht (so auch Kohli 1980, 506). Das heißt, es reicht oft nicht, z. B. Beruf und Einkommen zu kennen, sondern man möchte auch wissen, wie jemand dazu gekommen ist;
- „Bearbeiten“ der eigenen Lebensgeschichte: Auch unwichtige, nicht nahestehende InteraktionspartnerInnen vermitteln „Anhaltspunkte, welche Teile der biographischen Erzählung ‚ankommen‘, welche Pointierung und welcher Aufbau der Geschichte akzeptabel sind und welche nicht“ (Fuchs 1984, 81);
- Nachweis sozialer Basiskompetenzen: z. B. Nachweis der eigenen Individualität;
- Nachweis der Normalität – oder Legitimierung durch eine „Rechtfertigungsgeschichte“.⁴

Wer über seine/ihre Erlebnisse spricht, möchte durch den Inhalt der Mitteilung der Umgebung ein bestimmtes Bild der eigenen Existenz vermitteln. Lebensgeschichtliche Erzählungen werden so gestaltet, daß die ZuhörerInnen sie akzeptieren kann und nicht zurückweist.

Zur Gestaltung der Lebensgeschichte gehört auch ihre Systematisierung. Sie wird uns im biographischen Gespräch und durch grundlegende Regeln unserer Sozialwelt abverlangt. Was wir nicht selbst zusammenreimen, das konstruieren die anderen. „Jedes und alles, was ein Individuum getan hat und actualiter tun kann, wird als in seiner Biographie faßbar verstanden“ (Goffmann 1967, 81 f., 1980, 599).

Biographische Kommunikationen finden vor allem (auch) in Kennenlernsituationen statt. Die gängigsten Fragen sind bei solchen Gelegenheiten Fragen nach dem Beruf, dem Familienstand o. ä. An Menschen binationaler Abstammung werden dagegen zuerst und in erster Linie Fragen nach ihrer „Herkunft“ und sich daran anschließenden Aspekten gestellt. Sie werden in *Abstammungskommunikationen* verwickelt, in denen ihre Identität über einen anderen Definitionsraum als den sonst üblichen hergestellt wird. Es geht nicht um berufliche, familiäre usw. Identität, sondern um nationale und kulturelle.

Identitätsinteraktionen: Indikatoren des Andersseins

Biographische Identitätskommunikationen sind Gelegenheiten, bei denen Identität von der einen Seite hergestellt, zugeschrieben, infrage gestellt, abgesprochen und von der anderen Seite evtl. zurückgewiesen, zurechtgerückt oder verteidigt wird. Die saliente Person erfährt durch die Art der Fragen oder Vermutungen, was über sie gedacht und von ihr erwartet wird. Sie lernt *Mythen* über Menschen wie sie kennen, und ihre Aufgabe in einer solchen Situation ist es, sich (mit ihrer Salienz) zu beweisen: als sozial kompetent und normal – oder ihr „Nicht-normal-Sein“ zu rechtfertigen. Durch Thematiken und Verläufe sind Identitätsinteraktionen *Indikatoren* der *Mythen* über Menschen binationaler Abstammung und damit einhergehend der speziellen inhaltlichen *Normen* des Sozialkompetent-Seins und des Normal-Seins, die für sie gelten. Identitätsinteraktionen haben verschiedene thematische Schwerpunkte, von denen im folgenden die wichtigsten im Zusammenhang mit den *Mythen*, auf denen sie basieren, behandelt werden.

Der Herkunftsdialog und der Mythos von der eigentlichen Herkunft und Zugehörigkeit

Menschen mit „ausländischem“ Namen oder Aussehen kennen aus zahlreichen alltäglichen Situationen den *Herkunftsdialog*. Die Frage nach der Herkunft transportiert allein dadurch, daß sie (in der Heimat!) häufig gestellt wird, *Ausgrenzungsbotschaften*, die zu der Erfahrung, „eigentlich“ woandershin zu gehören, führen. Diese Erfahrung, nicht dazu zu gehören, ist am prägnantesten, wenn die Herkunftsfragen bereits mit geographischen und kulturellen Einordnungen „geladen“ sind, d. h. wenn das Gegenüber bereits eine klare Vorstellung von dem transportiert, was es erwartet. Hinter solchen *Zuschreibungen* steht der *Mythos von der eigentlichen Herkunft und Zugehörigkeit*: Menschen ausländischer Abstammung kommen „ursprünglich“ woanders her, (da gehören sie auch „eigentlich“ hin), sie sind in Deutschland nicht zuhause. Die Fragen „Wo kommst Du her?“ oder „Woher kommen Sie?“ zielen meistens nur scheinbar auf die Herkunft der/des Befragten im Sinn von „irgendwo herkommen bzw. geboren und aufgewachsen sein“. Das zeigt sich daran, daß der Dialog nicht zuende ist, wenn die Frage korrekt beantwortet worden ist:

„Woher kommst du?“ – „Aus Essen.“
 „Nein, ich meine ursprünglich?“ – „Ich bin in Essen geboren.“
 „Aber deine Eltern?“ – „Meine Mutter kommt auch aus Essen.“
 „Aber dein Vater?“ – „Mein Vater ist Italiener.“
 „Aha ...“

Erst nach der letzten Information ist die Frage nach der „Herkunft“ der angesprochenen Person „geklärt“, und das heißt: „Italien“. Für Menschen mit einem ausländischen Elternteil, die in Deutschland aufgewachsen sind, ist die Frage nach ihrer Herkunft daher eine Frage, von der sie auch meistens wissen, daß es darin nicht wirklich um sie geht. Um es mit Peter zu formulieren: „Es liegt dann auf der Hand, daß die Leute eigentlich wissen möchten, was so dahinter steckt“ – in seinem Fall hinter der Hautfarbe.

Hier wird eine Problematik nicht nur psychologischer Art, sondern auch des deutschen Wortschatzes deutlich: Die Wörter „Herkunft“ und „Abstammung“ werden synonym ver-

wendet, und die beiden Lesarten des Wortes „Herkunft“: a) jemand kommt irgendwo her; b) er/sie stammt von jemandem ab, sind im Gesprächszusammenhang konfundiert. Entsprechend verzerrt ist die Wahrnehmung. Das wird deutlich an „geladenen“ Fragen wie: „Ich habe gehört, Sie gehen nach Italien zurück?“ (es ging um ein „Auslandsjahr“ im Rahmen eines Romanistik-Studiums) oder „Nach Italien willst Du aber nicht zurück?“, die nicht nur von Fremden gestellt werden. In dem Moment erst realisiert die angesprochene Person u. U., daß sie als „anders“ betrachtet wird.

Nationalitätsdialoge und Stellvertreter-Interaktionen – der Mythos von der unausweichlichen ausländischen Identität

*Nationalitätsdialoge*⁵ sind ein zweiter Gesprächstyp, der nur – und das häufig – gegenüber salienten Personen initiiert wird. Über nationale Kategorisierungen wird darin Nicht-Zugehörigkeit interaktiv hergestellt. Die Frage nach der nationalen oder kulturellen Zugehörigkeit wird immer gestellt, und zwar in die Richtung des Ausländischen: „Bist du Spanier?“, nicht: „Bist du Deutscher?“ Von daher ist es für Menschen binationaler Abstammung schwierig, sie angemessen zu beantworten, denn „Ja“ zieht eine Einordnung in die Kategorie „Spanier“ und damit auch „Ausländer“ (d. h. „anders“, „fremd“) nach sich und gleichzeitig eine Aussonderung aus der Kategorie „Deutscher“ (d. h. „zugehörig“). Sie riskieren, Äußerungen zu hören wie: „Sie sprechen aber gut deutsch“ oder z. B. in einen Herkunftsdialog verwickelt zu werden. Sagen sie „Nein“, werden weitere Ausführungen eingefordert, denn damit ist dem Gegenüber noch nicht klar, „was denn so dahinter steckt“ – und wenn das dann klar ist, erfolgt meistens wieder die o. g. Kategorisierung.

Die interaktive Konstruktion von Fremdheit erfolgt jedoch nicht immer so explizit und offen. Häufig werden Prämissen gemacht, mit denen die Betroffenen sozusagen „unter der Gürtellinie“ konfrontiert werden. Das ist der Fall bei *Stellvertreterinteraktionen* auf der Basis zugeschriebener nationaler Zugehörigkeit wie sie z. B. durch Nachrichten wie: „Italiener sind Vogelmörder“ eingeleitet werden, bei denen die Angesprochenen als „Zuständige“

aufgefordert sind, Stellung zu beziehen. Was sie auch sagen, es wird auf die ihnen zugeschriebene nationale Identität zurückgeführt. Solche indirekten Ausgrenzungsbotschaften werden im Gebrauch der Personalpronomina besonders deutlich. Wenn es beim Länderspiel Deutschland-Italien z. B. heißt: „Ihr habt 2:1 verloren“, hebt auch eine nachträgliche Deklaration als „Scherz“ die Zuordnung nicht auf. Stellvertreterinteraktionen sind oft regelrechte *Identitätsprovokationen*, auf die man nur angemessen reagieren kann, indem man sie auf einer Metaebene dekonstruiert. Nicht nur Carlo erzählt von Gesprächen unter Freunden, in denen er sich durch Bemerkungen wie „Die Italiener haben sich im 2. Weltkrieg ja zurückgezogen“ und „die feigen Italiener“ „angestichelt“ und zum Protest provoziert fühlt.

Vergleichbare Dialoge sind unter Menschen mononationaler Abstammung nicht möglich. Kein Deutscher würde sich zu einer anderen Deutschen in Beziehung setzen mit einem Satz wie: „Deutsche sind Nazis“ oder „Ihr habt den 2. Weltkrieg angezettelt“. Gerade durch diese abwegigen Beispiele wird jedoch die interaktive Bedeutung solcher Äußerungen gegenüber Menschen besonders deutlich, die ebenfalls in Deutschland aufgewachsen sind und hier ihren Lebensmittelpunkt haben.

Sprachkompetenz-Erwartungsdialoge und der Mythos von der bilingualen Kompetenz

Bilingualität ist eine *Normalkonstruktion*, die zur Norm geworden ist, denn Fragen nach bilingualer Kompetenz sind an der Tagesordnung und werden in der Regel nicht offen gestellt, sondern als *Erwartung* formuliert. Man muß wissen, was „*adagio*“, „*andante*“ usw. bedeuten, wenn man italienischer Abstammung ist. Insbesondere LehrerInnen reagieren mit vorwerfendem Unverständnis, wenn man in der Vatersprache „nicht mal bis 10 zählen“ kann.

Entsprechen Menschen binationaler Abstammung der Erwartung, bilingual zu sein, nicht, reagiert das Gegenüber mit Enttäuschung. „Bedauern und Erstaunen“ folgten regelmäßig Annas Verneinung der These: „Dann sprichst Du doch bestimmt auch per-

fekt italienisch“. Darauf habe sie immer sagen müssen: „Nein, leider nicht, wir haben nie italienisch gesprochen zuhause“. Und das gehe dann weiter, „Ach, ist aber schade!“ und „Warum denn nicht?“ oder „Wo dein Vater doch Italiener ist“.

Dieser Dialogtyp ist für das Selbstwertgefühl von einiger Bedeutung, denn die Erwartung von Bilingualität schafft für Menschen binationaler Abstammung eine zusätzliche Norm: *normal und sozial kompetent = bilingual*. Nicht bilingual zu sein, bedeutet daher, nicht normal und nicht sozial kompetent zu sein. „Schade“ ist eine *Defizitbotschaft*.

Sprachkompetenz ist ein Spezialfall von Kulturkompetenz und, was Kompetenzerwartungen an Menschen binationaler Abstammung betrifft, der Parade Fall. Trotzdem macht es Sinn, auch genereller von einem *Mythos von der biculturellen Kompetenz und Bildung* zu sprechen, denn nicht nur an erfüllte Sprachkompetenzerwartungen schließen sich Kulturkompetenzerwartungen an. Carlo resümiert: „Wenn irgendwas so Richtung Süden geht, dann muß man drüber Bescheid wissen. ‚Wo kommt der Wein denn her?‘ oder so – muß man natürlich wissen.“ Besonders die weiterführende Schule scheint der Ort der *Landeskunde- und Kulturkompetenz-Erwartungsdialoge* zu sein. Anna erinnert sich, vor allem im Geschichtsleistungskurs „stellvertretend“ für Italien gewesen zu sein: „Daß mich mein Lehrer speziell zu Italien dann mal fragte, wo ich natürlich auch kein spezielleres Wissen hatte als die anderen, weil ich mir da auch nichts speziell über die italienische Geschichte durchgelesen habe vorher.“

„Warum denn nicht?“ Der selbstverständliche Eingriff in die Intimsphäre

Beherrschen Menschen mit einem ausländischen Elternteil die Sprache dieses Elternteils nicht, müssen sie das erklären, denn sie weichen damit von der speziellen Norm ab, die für sie gilt. Um nicht als defizitär angesehen zu werden, müssen sie sich mit dieser Abweichung rechtfertigen. Ein „Dann bist Du ja bilingual aufgewachsen?“ mit ganz selbstverständlich sich anschließendem „Warum denn nicht?“ oder „Sprichst Du denn mit Deinem Vater kein Italienisch?“ ist aber nur scheinbar

banal und „ganz natürlich“, denn es zielt tief in die Familiengeschichte. Anna erzählt: „Weiter verlief das dann so, daß ich dann irgendwie erklärt habe, daß meine Eltern sich dazu entschieden hätten, uns deutschsprachig zu erziehen.“ Und das zu „vertreten“, fiel ihr nicht leicht, denn sie verstand es selbst nicht. Ihr Vater habe sich einfach kaum um sie gekümmert, sagt sie.

Da der Sprachkompetenz-Erwartungsdialog vor allem in Kennenlernsituationen stattfindet, sind solche Erklärungsaufforderungen in der Regel der Beziehung unangemessen und daher aufdringlich. Sie werden von Fremden leicht gestellt und fordern vom Gegenüber Erzählungen von oft tragischen Geschichten der Eltern: Scheidung, Tod, ungewollte Schwangerschaft. Es entsteht also ein großes Gefälle an Selbstoffenbarung zwischen den Interagierenden, das kaum zu beheben ist. Darüber hinaus bleiben die Betroffenen mit den aktualisierten (häufig belastenden) Inhalten, wenn die Neugier befriedigt ist, sofort wieder allein – man kennt sich ja kaum.

Wer die Frage nach Bilingualität als Erwartung erlebt, muß, sofern er/sie ihr nicht entspricht, nicht nur das Gegenüber enttäuschen und ertragen, dadurch – bis zur Präsentation einer akzeptablen Rechtfertigungsgeschichte – disqualifiziert zu sein, sondern auch immer wieder insistieren und beteuern und noch mehr Details erzählen, denn viele mononationale Menschen bestehen darauf, daß „ein bißchen“ „doch wohl hingengeblieben“ sei. Wie weit die Ungläubigkeit gehen kann, zeigt z. B. eine Episode, die Anna über ihre erste Stunde im Italienisch-Kurs an der Uni erzählt: „Mit der Teilnehmerliste stand der Lektor vorne und sagte: ‚Ich habe hier auf der Liste einen sehr italienischen Namen entdeckt. – Wo sitzen Sie?‘ Dann hat er gefragt: ‚Was machen Sie denn hier?‘, da habe ich gesagt, ich wollte Italienisch lernen. ‚Ach, Sie sprechen kein Italienisch, aber Ihr Vater ist Italiener? Kommen Sie doch mal nach vorne!‘ Dann mußte ich mich vorne hinstellen und sollte ihm einige Begriffe nachsprechen. Er war ziemlich erstaunt, daß ich wirklich kein Wort Italienisch sprach. Ich fand die Situation ganz schrecklich, da vorne zu stehen. Es war sowieso schon blöd, nicht sprechen zu können, und das dann noch vor allen Leuten und in so einer Atmosphäre.“

Nicht zuletzt die Aussicht, sich Eingriffe in die Intimsphäre und „Blamagen“ zu ersparen, ist für Betroffene ein Motiv, die geforderte Sprache im Erwachsenenalter zu lernen. Analog zu dieser Neigung, das Sprach-„Defizit“ zu beheben, gibt es bei Menschen binationaler Abstammung auch die Vorstellung, einmal für längere Zeit in ihrem Vaterland leben zu *müssen*, um „ganz“ zu werden, d. h. um die nach den an sie herangetragenen Identitätskonstruktionen „normale“ Kulturkompetenz zu erlangen. Anna hat das „Defizit“ behoben, sich in Übereinstimmung mit dem Mythos gebracht, sie hat Italienisch gelernt und fühlt sich wohler, seitdem sie sagen könne: „Ich bin auch Italienerin, ich bin beides, gerade auch über die Sprache jetzt“.

Das Ja-sagen-Können auf die Sprachkompetenz-Frage ist aber nach einer solchen „Nachhol-Aktion“ wenig erleichternd, denn die Frage: „Kannst Du Italienisch?“ ist immer im Sinne von „Kannst Du es *noch*?“ gemeint und wird oft auch direkt so formuliert. Das Vorhandensein der erwarteten Sprachkompetenz wird in jedem Fall auf die Abstammung und nicht auf Anstrengungen der Person attribuiert. „Es liegt Dir irgendwie im Blut“, ist ein Satz, der in diesem Zusammenhang sehr häufig geäußert wird – Linguisten machen da keine Ausnahme. Menschen mit einem ausländischen Vater gelten unüberprüft als „native speakers“, mindestens, solange sie dieser Klassifizierung nicht vehement – und begründet (!) – widersprechen.

Die Aufforderung, Nicht-Bilingualität zu begründen, ist jedoch nur *ein* Beispiel für unangemessene Eingriffe in die Privatsphäre. In wenig intimen Situationen werden an Menschen binationaler Abstammung intime Fragen gestellt, solange, bis sich das Gegenüber ein genaues, umfassendes Bild gemacht hat.

Was man alles im Blut hat: Der Mythos von der absoluten Determiniertheit durch die Abstammung

Den Interaktionen zufolge, die Menschen binationaler Abstammung erleben, sind sie durch das „Ausländische“ an ihnen gänzlich erklärbar, in ihrem Verhalten, ihrem Empfinden, ihren Begabungen, ihren emotionalen und allen anderen Lebensäußerungen. Vieles,

was man sich bei Menschen mononationaler Abstammung anders erklären müßte oder nicht zu erklären braucht, führt man bei ihnen auf die Abstammung zurück: Ein Kind deutscher Eltern ist einfach „sehr lebhaft“, bei einem anderen, dessen Vater aus wärmeren Gefilden migriert ist, sieht man „südländisches Temperament“ „durchschlagen“. Es macht einen Unterschied, ob ein Kind mit einem italienischen Elternteil gern Nudeln isst oder ein „rein“ deutsches. Das gilt auch für Urlaubsreisen u. v. m. Manche Menschen haben Gründe, z. B. ärgerlich oder begeistert zu sein, haben einfach bestimmte Vorlieben beim Essen oder bei Urlaubsländern; bei anderen liegt alles an ihrer Abstammung: In der Vorliebe für Nudeln zeigt sich das Italienische an ihnen, und im Urlaub fahren sie „in die Heimat“. Wenn sie beim Sprechen gestikulieren, ist das „typisch“, „daran merkt man’s“, und wenn es zuhause mal etwas unaufgeräumt ist, ist auch klar, warum. Sie sind also mit einem *Mythos von der absoluten Determiniertheit durch die Abstammung konfrontiert*, der für sie bedeutet, grundsätzlich (als) „anders“ angesehen zu werden.

Dieser Mythos hat weitreichende Konsequenzen, denn er greift nicht nur im Rahmen „funktionierender“ Attributionen auf die Abstammung, wie wenn jemand, wie erwartet, besonders gut singen kann („Das liegt Italienern im Blut“), sondern auch, wenn Menschen den Mythen über ihr Abstammungsland nicht entsprechen. In den Fällen wird, sofern es um Kompetenzen geht, auf „generelle Unterbelichtung“ geschlossen.

Resümee

Menschen binationaler Abstammung geraten, sofern sie *nicht* den über sie existierenden

Mythen entsprechen, unter einen doppelten Explikationsdruck. Erst müssen sie ihren Namen und/oder ihr Äußeres erklären, d. h. ein an ihnen wahrgenommenes „Anders-Sein“. Dann sind sie durch bestimmte Mythen über Menschen ausländischer Abstammung Erwartungen und regelrecht Forderungen nach kulturellem Anderssein ausgesetzt und müssen sich auch in diesem Zusammenhang wieder erklären bzw. rechtfertigen – sofern sie nicht dem Bild vom Anders-Sein entsprechen. Deutlich wird das am Beispiel des Sprachkompetenz-Erwartungsdialogs, denn darin ist gefordert, ein *Nicht-anders-Sein* zu begründen. Eine solche Situation ist von einem identitätstheoretischen Standpunkt aus betrachtet absurd, denn sie bedeutet, immer nur normal und kompetent und damit einhergehend „anders“ sein zu können, niemals aber normal, kompetent *und* dazugehörig.⁶

Wie weit ein solches Nicht-Zugehörigkeitsgefühl auf der Basis von Mythen geht, zeigt das Ergebnis der zugrundeliegenden Studie, daß die meisten der interviewten Personen sich selbst für „untypisch“ halten. Es scheint den – gar nicht so häufigen (?) – „typischen Menschen binationaler Abstammung“ auch in den Köpfen dieser Personen selbst zu geben. Aus einer Kombination der Interviewaussagen läßt er sich konstruieren: Er ist bilingual, bikulturell, hat Kulturkonflikte und familiäre Probleme dieser Provenienz und macht in Deutschland Rassismuserfahrungen. – All das haben meine InterviewpartnerInnen meistens nicht aufzuweisen. Vor allem ihr Nicht-bilingual- und Nicht-bikulturell-Sein ist ein Hauptgrund, aus dem sie sich für untypisch halten. Das heißt, sie machen auch in diese Richtung die Erfahrung, „anders“ zu sein.

Anmerkungen

1 Die Untersuchung wurde im Rahmen einer wissenschaftlichen Hausarbeit zur Diplom-Hauptprüfung im Fach Psychologie an der Universität Münster durchgeführt (Battaglia 1995). Im vorliegenden Aufsatz wird ein Untersuchungsaspekt der Gesamtarbeit dargestellt, die im Rahmen des Forschungsparadigmas „Andere Deutsche“ (Mecheril 1994) angesiedelt ist.

2 Die im folgenden verwendeten Vornamen sind Pseudonyme. Alle Zitate im Text stammen aus Interviews; z. T. sind sie gekürzt.

3 Die Interdependenz von Namen und Ich läßt sich u. a. auch auf der Ebene des Aberglaubens und der Mythologie nachweisen: Älteste Mythen und Epen zeigen, daß es sich bei dem fundamentalen Zusammenhang zwischen jedem Menschen und dem ihm/ihr beigelegten Eigennamen um eine anthropologische Grundkonstante handelt. „Allen abergläubischen Vorstellungen

- gen, die sich an den Namen einer Person, eines Tieres oder einer Sache knüpfen, liegt der Glaube an die Identität des Namens mit dem Wesen des Benannten zugrunde“ (Bächthold-Stäubli 1934/35, Sp. 950).
- 4 Auflistung der Funktionen in Anlehnung an Fuchs 1984, 81.
- 5 Ich ziehe den Begriff „Nationalität“ in diesem Zusammenhang dem der „Ethnie“ vor, da letzterer ein Fachbegriff ist, der Alltagssprachlich – mit Ausnahme intellektueller Kreise – selten benutzt wird. Er eignet sich von daher nicht dazu, Alltagsinteraktion zu beschreiben.
- 6 Es kommt erschwerend hinzu, daß die beschriebenen Erfahrungen von Menschen binationaler Abstammung gegenüber Deutschen mononationaler Abstammung kaum thematisierbar sind. Die vorherrschende Reaktion auf Berichte von solchen Erfahrungen besteht in einem sehr schnellen und bestimmten „Aber ...“: „Das kann gar nicht sein!“, „So was sagen nur Doofe“, „Das ist doch nicht böse gemeint“, „Auch andere Menschen bekommen unpassende Zuschreibungen ab“, „Das ist doch ganz natürlich, daß man fragt“ oder „Du bist ja auch eine Ausnahme“ – kurz: in Abwehr.

Literatur

- Bächthold-Stäubli (Hg.) (1934/35): Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens. Bd. VI. Berlin, Leipzig
- Battaglia, Santina (1995): Identitätsmanagement bei Menschen binationaler Abstammung. Eine interaktionsorientierte Studie über den Namen als Omen. Münster
- Calvello, Angelo Anthony (1983): Lived Body and Personal Name: A Philosophic Description of the Constitutive Structures of a Person's Sense of Identity. Diss. De Paul University.
- Frey, H.-P. & Hausser, K. (1987): Entwicklungslinien sozialwissenschaftlicher Identitätsforschung. In: dies. (Hg.), Identität. Stuttgart
- Fuchs, Werner (1984): Biographische Forschung. Eine Einführung in Praxis und Methode. Opladen
- Goffman, Erving (1979, zuerst 1967): Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität. Frankfurt/M.
- Greverus, Ina-Maria. (1979): Auf der Suche nach Heimat. München.
- Haeblerin, Urs & Niklaus, Eva (1978): Identitätskrisen. Theorie und Anwendung am Beispiel des sozialen Aufstiegs durch Bildung. Bern, Stuttgart
- Harari, Herbert & McDavid, John W. (1973): Names, Stereotypes, and Teacher's Expectations. Journal of Educational Psychology 65 (2), 1973, 222-225
- Katz, Daniel & Braly, Kenneth (1933): Racial Stereotypes of one Hundred College Students. In: Journal of Abnormal and Social Psychology 28, 280-290
- Kohli, Martin (1980): Zur Theorie der biographischen Selbst- und Fremdthematisierung. In: Matthes, J. (Hg.), Lebenswelt und soziale Probleme, 502-520. Frankfurt/M., New York
- de Levita, David J. (1971): Der Begriff der Identität. Frankfurt/M.
- Mecheril, Paul (1994). Die Lebenssituation Anderer Deutscher – Eine Annäherung in dreizehn thematischen Schritten. In: ders. & Teo, Th. (Hg.), Andere Deutsche. Zur Lebenssituation von Menschen multiethnischer und multikultureller Herkunft, 57-93. Berlin
- Strauss, Anselm & Corbin, Juliet (1990): Basics of Qualitative Research. Grounded Theory Procedures and Techniques. Newbury Park, London, New Delhi

Neu im Herbst '95

Asanger

Hans Füchtner
Unbewußtes Deutschland
 Zur Psychoanalyse und
 Sozialpsychologie einer „Vereinigung“.
 (THEMA) 172 S., kt., DM 34.- (286-9)

Hans Füchtner
**Unbewußtes
 Deutschland**
 Zur Psychoanalyse und
 Sozialpsychologie
 einer „Vereinigung“

Asanger

Roland Asanger Verlag
 Rohrbacher Str. 18, D-69115 Heidelberg
 Tel. 06221/18 31 04, Fax 06221/16 04 15